

Leo Perutz

DER TAG OHNE ABEND

Erzählungen



Pour Avoir Bien Servi

Ich habe diese merkwürdige Geschichte vor einiger Zeit im Salon eines französischen Dampfers gehört, der mich von Marseille zurück nach Alexandrien brachte. Wir kamen damals wenig auf Deck, wir hatten andauernd schlechtes Wetter und mußten schau'n, uns auf irgendeine Art die Zeit zu vertreiben. Von den Meinungen und Gesprächen, die ich damals zu hören bekam, ist mir besonders diese eine Geschichte im Gedächtnis geblieben, die Geschichte eines Herrn J. Schwemmer, Ingenieurs aus Kiew, der nach einer langen und heftigen Debatte das Wort ergriff, um die Behauptung zu widerlegen, daß der moderne Arzt berechtigt, ja fast verpflichtet sei, die Leiden eines hoffnungslos darniederliegenden Kranken gewaltsam abzukürzen.

Ich weiß nicht, warum gerade diese Erzählung einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, die, wie es sich bald zeigte, nur in geringem Zusammenhang mit dem Thema der Diskussion stand.

Vielleicht, weil da mitten in dem seichten und geistlosen Gespräch so plötzlich unerwartet zwei bleiche, leidende Menschenköpfe vor uns auftauchten, mit schmerzverzogenen, zuckenden Lippen, in

furchtbarer Echtheit. Noch heute sehe ich bisweilen das Bild der jungen Frau vor mir, ich sehe sie, wie sie müde in ihrem Rollstuhl lehnt und die ängstlichen und sehnsüchtigen Augen fast zärtlich auf der grünen Vase am Kamin ruhen läßt. Und auch den Schrei ihres Gatten höre ich noch manchmal im Traum, furchtbar und markerschütternd gellt er mir in den Ohren, obwohl ich diesen Schrei in Wirklichkeit gar nicht von dem Manne selbst gehört habe, sondern nur von einer schwachen und brüchigen Greisenstimme, die jenem Herrn Schwemmer aus Kiew gehörte.

Das ist die Geschichte des alten Herrn, ich erzähle sie, wie er sie uns erzählt hat an Bord des „Héron“, ein wenig kürzer vielleicht, aber Wesentliches habe ich sicher nicht vergessen.

„Ich habe vor Jahren in Paris gelebt. In einer sehr entlegenen Vorortgasse bewohnte ich ein kleines einstöckiges Gebäude, zusammen mit einem ehemaligen Studienkollegen, den ich mehrere Jahre hindurch nicht gesehen und nun zu meiner Freude in Paris getroffen hatte. Er hatte sich inzwischen an einer deutschen Hochschule den Dokortitel erworben, auch zwei Bücher veröffentlicht, kunstkritischen Inhalts, und kurz vor seiner Verheiratung eine Stelle als Direktor einer gräflichen Bibliothek

erhalten. Er war ein noch junger Mensch, höchstens dreißig Jahre alt, und nur das Unglück seiner Frau konnte ihn so müde und so alt gemacht haben, vor der Zeit.

Seine Frau war krank. Sie war gelähmt, eines jener qualvollen Nervenleiden hatte sie überfallen, das sich seine Opfer, glaube ich, am liebsten unter geistig überanstrengten Menschen wählt – sie hatte in ihrer Mädchenzeit in Zürich Medizin studiert. Tagsüber lag sie nun meist stumm und ohne viel Klagen in ihrem Rollstuhl, aber die Nächte! Diese Nächte! Eines Abends mußte sie so furchtbar schreien, daß die beiden Kinder des Portiers in heller Angst die Straße hinab rannten und sich bis tief in die Nacht nicht mehr nach Hause wagten. Der Arzt und ihr Mann sprachen ihr in solchen Nächten allerlei Trost zu, versprachen, daß nun die Schmerzen bald geringer werden müßten und binnen kurzem werde sie wohl ganz gesund werden – aber sie, die ehemalige Medizinstudentin wußte es besser als wir alle, daß es für ihr Leiden keine Hilfe gab, daß der Widerstand ihres jungen Körpers gegen die Krankheit vergeblich war; daß ihre Stunde einmal kommen mußte, freilich, das war das Schlimme, nicht allzu bald.